"Was nützt die Schusterin dem Schmied?" : Schmiedinnen als Abbild der verkehrten Welt und "reale" Frauenarbeit im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Schmiedehandwerk

Autor(en): **Simon-Muscheid, Katharina**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Ferrum : Nachrichten aus der Eisenbibliothek, Stiftung der Georg Fischer AG**

Band (Jahr): **77 (2005)**

PDF erstellt am: **19.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-378397

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



«Was nützt die Schusterin dem Schmied?»

Schmiedinnen als Abbild der verkehrten Welt und «reale» Frauenarbeit im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Schmiedehandwerk

Katharina Simon-Muscheid
PD Dr., 1972–1979 Studium der Fächer Allgemeine Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, Lateinische Philologie, Ur- und Frühgeschichte an der Universität Basel, zusätzlich einige Semester klassische Archäologie und Ethnologie. 1982–1989 wissenschaftliche Assistentin, 1986 Promotion in Geschichte des Mittelalters an derselben Universität; 1987–2000 Lehraufträge und Forschungsprojekte des Schweizerischen Nationalfonds, 1999 Habilitation an der Universität Bern, seither Lehrstuhlvertretungen an verschiedenen Schweizer Universitäten.



Die Schmiedin. Miniatur der Kreuztragung aus dem Stundenbuch des Etienne Chevalier, Chantilly, Musée Condé, Einzelblatt, abgebildet in: Margret Wensky: Frauen im Handwerk, Uta Lindgren (Hg.): Europäische Technik im Mittelalter. Tradition und Innovation, Berlin 1996, S. 509–518, hier S. 514.

Mythenforschung und Ethnologie heben die Sonderstellung der Schmiede als «Meister des Feuers» in frühen europäischen und aussereuropäischen Gesellschaften hervor. Mittelalterliche Darstellungen von Schmiedinnen können deshalb nicht als Belege für «Arbeitsrealitäten» verwendet werden, sie stehen vielmehr in einem mythologischen oder literarischen Kontext. Verordnungen und Verbote belegen die Verbreitung von Frauenarbeit in den Metall verarbeitenden Handwerken, wobei die so genannten «niederen Arbeiten» den Frauen übertragen wurden, während die Gesellen den Kernbereich des Schmiedehandwerks sowie die zugehörigen prestigereichen Arbeitsgeräte (Hammer, Amboss, Blasebalg) in ihr Konzept von Handwerksehre integrierten und gegen die «Usurpation» durch Meisterfrauen, Meistertöchter und vor allem Hausmägde verteidigten.

Die Wirklichkeit der Bilder

Mythen und Geschichte betonen die Sonderrolle, die dem Schmied innerhalb der frühen europäischen und aussereuropäischen Gesellschaft zugeschrieben wurde und immer noch wird. Seine Arbeit als «Meister des Feuers» rückte ihn in die Nähe der Heroen, Götter und Kulturbringer, denn der Transformationsprozess, den er durchführen konnte, umgab ihn mit einer magischen Aura, die auch auf sein Werkzeug ausstrahlte.[1] Das Schmiedehandwerk galt als ausgesprochen männliches Handwerk, nicht nur wegen der erforderlichen physischen Kraft, wie ein verkürzter «rationalistischer» Interpretationsansatz nahe legen könnte, sondern ebenso wegen seiner mythisch überhöhten Tätigkeit; man glaubte sogar, die Anwesenheit einer Frau in der Schmiede würde das Gelingen des Schmelzprozesses verhindern.[2] Diese Vorstellungen verunmöglichte es Frauen, Arbeitsrolle und Funktion des Schmieds einzunehmen.

Wenn in sorgfältig illustrierten Artikeln über mittelalterliche Frauenarbeit plötzlich doch das Bild einer Schmiedin auftritt, so erfordert dies eine gründliche Analyse. Wie alle bildlichen Darstellungen dieser Zeit dürfen solche Bilder keineswegs als «Beleg» für eine wie immer geartete mittelalterliche «Realität» genommen werden, sondern müssen genauso wie schriftliche Dokumente auf ihren Aussagegehalt hin analysiert werden. Dies ist nur möglich, wenn – gerade bei einer solch ungewöhnlichen Darstellung wie der Schmiedin – sowohl der Aussagegehalt des Bildes als auch der Verständnishorizont des mittelalterlichen Betrachters rekonstruiert wird. In diesem Fall verfügen wir über das nötige Kontextwissen, das es erlaubt, das Bild der Schmiedin zu entschlüsseln und damit auch eine Fehlinterpretation zu korrigieren. Was hat es zu bedeuten, wenn ein mittelalterlicher Künstler eine Schmiedin darstellte?

Die abgebildete Schmiedin holt mit der rechten Hand zum Schlag auf ein längliches Metallstück aus, das sie – eingeklemmt in eine grosse Zange – mit der linken Hand auf dem Amboss festhält. Neben dem Holzblock, in dem der Amboss verankert ist, liegen zwei weitere Hämmer und eine weitere Zange. Ein Vergleich mit anderen Abbildungen zeigt, dass die Frau auf dem Bild dieselben Gesten mit demselben Werkzeug ausführt wie ein männlicher Schmied.[3] Das Bild der Schmiedin, das mitunter zur Illustration mittelalterlicher Frauenarbeit beigezogen wird, suggeriert die Existenz von Schmiedinnen als selbstverständliche Tatsache in der mittelalterlichen Arbeitswelt.

Stellen wir jedoch die herausgegriffene Schmiedin in ihren ursprünglichen Kontext zurück, so ergibt sich eine völlig andere Situation, die den «richtigen», das heisst den zeitgemässen und den zeitgenössischen Betrachtern vertrauten Interpretationszusammenhang herstellt: Es handelt sich um die Darstellung eines spätmittelalterlichen Passionsspiels, in dem die Frau eines Schmieds eine zentrale Rolle übernimmt. Die erste Deutung als Illustration alltäglicher Frauenarbeit ist somit hinfällig.

Illustriert wird offensichtlich das bekannte Passionsspiel «Le Mystère de la Passion» von Jean Michel. Das Spiel greift eine populäre Erzählung auf, die im Kontext mit den «heiligen Kreuznägeln» entstanden sein muss und die sich weder in den Evangelien noch in den apokryphen Schriften findet. Es handelt sich um die Legende der Schmiedin Hédroit, die aus Hass gegen Christus mit dem Werkzeug ihres Mannes die Nägel für das Kreuz selbst schmiedete, als ihr Mann sich wegen einer Schwellung an der Hand (nach einer andern Lesart aus Furcht) weigerte, die ihm aufgetragene Arbeit zu verrichten. Sie erscheint auf dem Bild als Schmiedin, weil gerade diese Szene für die Legende konstitutiv ist. Die Frau steht rechts im Vordergrund der Kreuztragungsgruppe, die sich den Berg hinauf bewegt, und schmiedet mit weit ausholenden Bewegungen den dritten Nagel für das Kreuz. Ihr gegenüber links im Vordergrund liest ein Soldat die beiden fertigen Nägel auf. Dem gebildeten Besitzer des illuminierten Stundenbuchs und dem weitaus grösseren Kreis, der als Mitspieler oder Betrachter am Passionsspiel teilnahm, war diese Figur bekannt: Hédroit, die Frau des Schmieds, die selbst zum Werkzeug griff und nach der Legende beim Schmieden der Nägel sogar sang.[4]



Die Schmiedin aus der Miniatur der Kreuztragung im Stundenbuch des Etienne Chevalier, Chantilly, Musée Condé, Einzelblatt, abgebildet in: Wolfgang Metzger: Handel und Handwerk des Mittelalters im Spiegel der Buchmalerei, Graz 2002, S. 53.

Wir haben es also keineswegs mit einer realen Nagelschmiedin zu tun, sondern mit einer legendären Negativfigur aus der Passionsgeschichte. Hammer, Amboss und Zangen charakterisieren das Schmiedehandwerk. Allein schon die Darstellung von typischem Schmiedewerkzeug in Frauenhand muss den damaligen Betrachtern signalisiert haben, dass es sich um eine legendäre, mythische oder literarische Szene (wie etwa die Illustrationen zum Roman de la Rose) handelte. Die Figur der «Févesse Hédroit» galt aus mehreren Gründen als ausgesprochen negativ und wurde entsprechend dargestellt.[5]

- Sie gehört zu den Feinden Christi, die sich persönlich für Gefangennahme und Kreuzigung einsetzen. Sie ist beim Verrat beteiligt und schmiedet selbst die Nägel.
- Sie überschreitet die Geschlechtergrenzen, indem sie als Frau die Funktion des Schmiedes übernimmt. Als «Femme forte» schreckt sie (im Unterschied zu ihrem Ehemann) nicht davor zurück, zum Prozedere der Kreuzigung beizutragen und sogar Hammer und Amboss zu usurpieren, die beiden wichtigsten, besonders eng mit dem Mythos der Schmiede verbundenen Arbeitsinstrumente.
- Ihre Position im Bildaufbau rechts vom Betrachter (und damit links vom Bild aus gesehen, wo mittelalterliche Maler und Betrachter die «schlechte» Seite lokalisierten), rückt sie eindeutig auf die Seite des Bösen. Dargestellt wird sie als resolute ältere und männliche Frau mit groben Gesichtszügen, deren physische Kräfte problemlos für diese Arbeit ausreichen.

Frauenarbeit im Schmiedehandwerk

Stellen wir uns als Nächstes die Frage nach der «realen» Frauenarbeit im Schmiedehandwerk. Ich werde diesen Aspekt von zwei Seiten aufgreifen:

- Zum Ersten drängt sich aus der Perspektive der historischen Frauen- und Geschlechterforschung die Frage auf nach den jeweiligen Handlungsräumen und der Arbeitsteilung für die beiden Geschlechter sowie nach Hierarchie und Bewertung der einzelnen Schritte im Arbeitsprozess.
- Zum Zweiten gehe ich aus von der Sonderrolle des Schmieds, wie sie Ethnologie und Mythenforschung für die frühen europäischen und aussereuropäischen Kulturen herausgearbeitet haben. Dieser Ansatz schärft einerseits den Blick für mittelalterliche und frühneuzeitliche Hierarchievorstellungen, andererseits für Argumentationsmuster und Selbstverständnis handwerksbewusster Schmiede und Schmiedegesellen.

Die Problematik der Frauenarbeit im Schmiedehandwerk lässt sich am besten für die Zeit des 15. bis 17. Jh. vorführen. Denn über den Alltag antiker Schmiede ist, soweit mir bekannt ist, nur wenig geschrieben worden, und im Blickfeld der Forschung stehen vor allem die grossen Künstler und ihre Werke. Über die vielen Freigelassenen oder Freien, die die alltäglichen Metallprodukte für eine grosse Stadt wie Rom hergestellt haben, wissen wir kaum etwas, erst recht nicht über die Arbeitsteilung in ihren Familien. Hingegen sind wir über die Arbeitsbedingungen in den Bergwerken recht gut informiert, wo Männer, Frauen und Kinder aller Altersklassen als Kriegsgefangene oder Verurteilte unter Aufsicht arbeiten mussten.[6] Von den ländlichen mittelalterlichen Schmiedewerkstätten, die wir vor allem aus archäologischen Grabungen und weniger aus schriftlichen Dokumenten kennen, wird angenommen, dass sie als Familienbetriebe funktionierten, in denen Frauen, Kinder und Gesinde einbezogen waren.[7]

Ich werde mich also auf die städtischen Zunftbestimmungen und Verbote des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit im Schmiedehandwerk konzentrieren. Sie gestatten sowohl Einblicke in den Alltag einer Werkstatt als auch in den Streit um Ökonomie und Handwerksehre. Ausserdem reflektieren sie die geschlechtsspezifischen Rollenzuschreibungen im Handwerk. Trotz ihrer zeitlichen und räumlichen Distanz zu den Mythen sowie den frühen und aussereuropäischen Kulturen schlägt sich das Bewusstsein, ein besonderes Handwerk auszuüben und mit ganz speziellem Werkzeug zu arbeiten, im Selbstverständnis der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Schmiede nieder. So leitet beispielsweise der Schmied in Jost Ammans Ständebuch seine Kunst von den Zyklopen ab.[8]

Seit dem späten Mittelalter fassen wir verstärkt die Tendenz, Frauen aus dem gesamten Handwerk auszugrenzen – ein Prozess, der sich in den verschiedenen Metallhandwerken besonders deutlich feststellen lässt. Was uns hier besonders interessiert, sind die Argumentationsmuster der Gesellen, die die typischen Schmiedearbeiten und vor allem das typische Schmiedewerkzeug mit ihrem Ehrbegriff aufluden und die Präsenz von Frauen in der Werkstatt für unvereinbar mit der männlichen Handwerksehre erklärten.[9] Interpretiert wurde dieses Verhalten von der älteren ökonomischen Schule einzig als Abwehrreaktion der wirtschaftlich unter Druck geratenen Gesellen, deren Perspektive auf eine Meisterstelle sich im Verlauf des 16. Jh. verschlechtert habe. Mit der Instrumentalisierung der Handwerksehre zur Verteidigung ihres «Standes» griffen sie die zeitgenössisch tief verankerte Vorstellung auf, die Männer- und Frauenarbeit unterschiedlich bewertete. «Familiarisierung» und «Professionalisierung des Handwerks» umschreiben die grundlegenden Veränderungen, die seit der Reformation den Frauen neue gesellschaftliche Rollenmuster zuschrieben.[10]

Argumentiert wurde von Seiten der Gesellen mit ihrer Qualifikation als Gesellen und dem, «was Gesellen gebühre». Doch gerade die Tatsache, dass Frauen als schlechter qualifiziert galten, konnten sich Meister zunutze machen, wenn sie statt eines Gesellen bestimmte Arbeiten ihrer Ehefrau,

ihrer Tochter oder einer Magd übertrugen. Dies war besonders lukrativ, wenn sie die eigenen Hausmägde für die Arbeit in der Werkstatt einsetzen konnten. Aus den Verboten, die diese Praxis in etlichen Handwerken einschränkten, werden zwei Argumentationsstränge fassbar: zum einen der Versuch, zumindest zentrale schmiedespezifische Arbeitsgänge den Männern vorzubehalten, und zum andern, den Frauen den Umgang mit den symbolträchtigen Arbeitsgeräten der Schmiede zu verbieten.

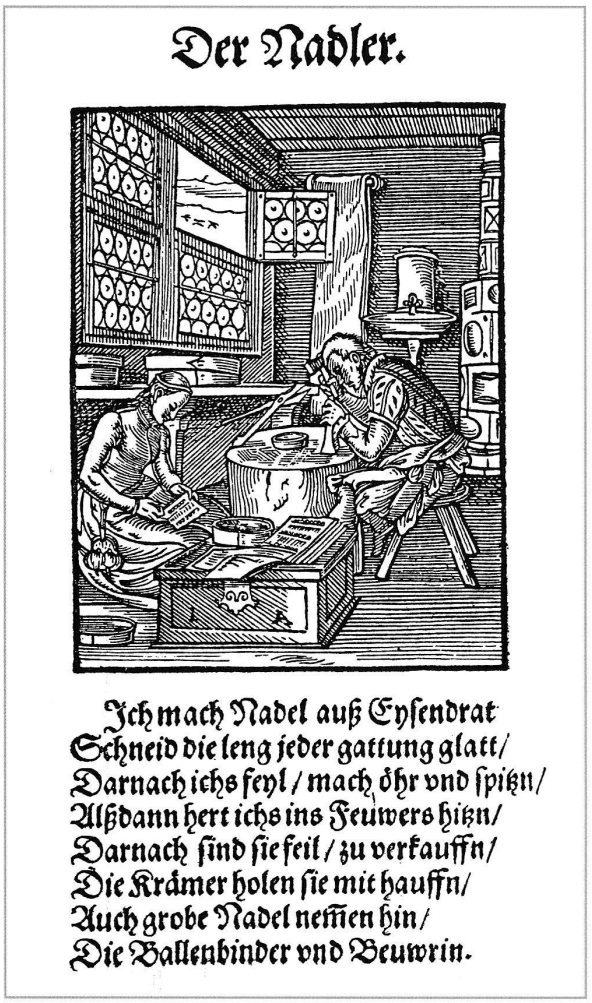
Die folgenden Beispiele stammen alle aus Bereichen, in denen weder mit physischer Kraft noch mit besonderer Qualifikation argumentiert werden konnte; es ging vielmehr um die Festlegung der Arbeitshierarchie und um die Abgrenzung von Frauen- und von Gesellenarbeit in Metall verarbeitenden Handwerken: So überliessen etwa die Gürtler, die Metallbeschläge, Schnallen, Schliessen, Zaumzeug und Beschläge herstellten, das Vergolden der Gegenstände den Meisterfrauen und Töchtern, behielten aber die Arbeiten mit Hammer und Zange den Gesellen vor. Nach einem Konflikt in Strassburg von 1563 setzten die überregional organisierten Gesellen durch, dass Frauen nicht mehr «über stöck und amboß» gesetzt werden durften, wie die Formulierung lautet.[11]

Betrachten wir die verlagsmässig produzierenden Nürnberger Messerschmiede und Kettenschmiede, so zeigt sich auch hier eine klare Trennung zwischen Männer- und Frauenarbeit: Gemäss einer Ordnung von 1533 war die Tätigkeit der Frauen bei den Kettenschmieden auf Rollen und Scheuern beschränkt, «Gesellenarbeit» mit dem entsprechenden Werkzeug wurde ihnen explizit verboten.[12]

Summieren wir die Bestimmungen und Verbote auf, so ergibt sich folgende Verteilung auf die beiden Geschlechter, was Arbeitsgerät und Arbeitsschritte im Schmiedehandwerk betrifft:

den Männern vorbehalten	den Frauen zugestanden
Hammer	Anheften von Messerscheiden
Amboss	Rollen und Scheuern
Feile	Polieren
Werkstock	Ziehen des Blasebalgs
Blasebalg	Sortieren, Verpacken
Löten	
Aufschneiden	
Stempeln	

Das heisst, was mit dem Feuer und dem Schmelzprozess zu tun hatte, galt als «qualifizierte» Gesellenarbeit und war den Männern vorbehalten, dasselbe galt für die prestigereichen Arbeitsgeräte. Den Frauen hingegen waren diejenigen Schritte im Arbeitsprozess zugeordnet, die nicht explizit als Gesellenarbeit bezeichnet wurden. Mitunter finden sie sich unter der Rubrik «niedrige Arbeiten» subsumiert. Mit diesen Verboten und Festschreibungen wurden im Verlauf des 16. Jh. weibliche und männliche Arbeitsrollen hierarchisiert und zementiert.



Jost Amman: Der Nadler. Das Ständebuch. 133 Holzschnitte mit Versen von Hans Sachs, hg. v. Manfred Lemmer, Leipzig 1934, Nachdruck 1975, S. 76.

Diese Einstellung transportieren auch die Holzschnitte von Jost Amman, wie sich am Beispiel des Nadelmachers herausarbeiten lässt. Jost Amman und Hans Sachs hierarchisieren die Arbeiten, die in der Werkstatt ausgeführt werden, und zwar in Bild und Wort. Die Darstellung zeigt «den Nadler», der an seinem Arbeitstisch aus Eisendraht Nadeln herstellt, während im Vordergrund eine Frau die Nadeln zu «Briefchen» zusammensteckt und sie auf diese Weise verkaufsfertig macht. Der Text beschreibt die verschiedenen Arbeitsgänge des Nadelmachers: das Zuschneiden der ver-

schiedenen Nadeln für die unterschiedlichen Verwendungszwecke, die Herstellung von Ösen und Spitzen, das Härten im Feuer. Der wichtige Arbeitsschritt der Frau, die hier die Finissage-Arbeiten ausführt, ist keiner Erwähnung wert. Auf den Produzenten folgt gleich der Krämer als Abnehmer.[13]

Schluss: «Was nützt die Schusterin dem Schmied?»

Greifen wir schliesslich den Referatstitel wieder auf. Er ist ein abgewandeltes Zitat aus der Publikation Adrian Beiers aus dem Jahr 1688 «De jure prohibendi quod competit opificibus et in opifices». Darin schreibt der Autor die geschlechtsspezifischen Rollen und Handlungsräume fest, die tendenziell seit dem späten Mittelalter im Handwerk galten: Das Mädchen sei zum Heiraten bestimmt, und man könne nicht wissen, wen sie einmal heiraten werde; eine gelernte Schusterin sei aber dem Schmied nichts nütze. Man könne nicht allein in der Lehre lernen, sondern müsse auch noch wandern. Und von einem «ungewanderten Gesellen» halte man genauso wenig wie von einer «gewanderten Jungfer».[14]

Damit griff der Autor nicht nur die traditionellen Rollenbilder im Handwerk auf, sondern die alte Frage nach der Ausbildung von Mädchen und der Frauenarbeit. Nach der Auffassung Beiers und seiner mittelalterlichen Vorgänger konnte eine Frau keine offizielle Anerkennung ihrer Fachkompetenzen erreichen, denn sie war von den zentralen Übergangsritualen und Durchgangsphasen ausgeschlossen, die ein (männlicher) Geselle auf seinem Weg zur Meisterschaft durchlaufen musste.

Beier macht dies am «Wandern» fest, das heisst, an dem Punkt, der für seine Zeitgenossen besonders einsichtig gewesen sein muss, weil «der ungewanderte Geselle» und die «gewanderte Jungfer» geradezu die «verkehrte Welt» repräsentierten. Denn die Vorstellungen von weiblicher Ehrbarkeit vertrugen sich nicht mit weiblicher Mobilität. Schon die Arbeitssuche junger Mädchen vom Land, die sich in der nächsten Stadt als Magd verdingen wollten, galt als ein gefährliches Unterfangen. Mädchen brauchten nach Beier auch keine Berufsausbildung und keine Fachkenntnisse. Sie sollten so viel Kenntnisse mitbringen oder sich aneignen, dass sie ihrem Mann bei seiner Arbeit beistehen konnten.

Allerdings zeigen die Bestimmungen und Verbote aus dem 15. bis 16. Jh., die wir für die Metallhandwerker untersucht haben, dass die Exklusivität des männlichen Schmiedehandwerks vielfach ökonomischen Überlegungen weichen musste. Um Gesellenarbeit einzusparen, setzten die Meister offensichtlich auf Frauenarbeit, die geringer geachtet und billiger war, auch wenn sie dieselben Objekte in derselben Qualität herstellten wie ihre männlichen Kollegen. Wir haben festgestellt, wie sogar die prestigereichen Geräte (Hammer, Amboss, Blasebalg) Ehefrauen, Töchtern und sogar Mägden übertragen wurden, was die Gesellen besonders erbitterte. Denn an diesen Arbeitsgeräten und den zugehörigen Gesten hingen Ehre und Prestige der Schmiedearbeit.

Die schmiedende Frau auf der Miniatur hingegen stellt das Zerrbild einer Femme forte dar, die zu einem bösen Zweck die Funktion eines Mannes usurpiert.

[1] Mircea Eliade: Schmiede und Alchemisten. Mythos und Magie der Machbarkeit, Basel/Freiburg/Wien 1992 (Forgerons et Alchemistes, Paris 1956); Sylvia und Paul Botheroyd: Lexikon der keltischen Mythologie, München 1992; siehe den Beitrag von Christoph Daxelmüller in diesem Heft; zu Eisen und Metallen in den mittelalterlichen Konzepten von Alchemie siehe Bernhard Dietrich Haage: Alchemie im Mittelalter. Ideen und Bilder – Von Zosimos bis Paracelsus, Düsseldorf 2000.

[2] Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, hg. von Hans Bächtold-Stäubli, Bd. 9, Berlin 2000 (3. unveränderte Auflage), Sp. 265–267, zeitlich und geographisch leider nicht lokalisierbarer Hinweis. Solche Tabus müssen im ländlichen Frankreich des 19. Jh. auch noch im Bereich der Nahrungszubereitung existiert haben, siehe Yvonne Verdier: Façons de dire, façons de faire: la laveuse, la couturière, la cuisinière, Paris 1979.

[3] Vergleiche die Abbildungen im Beitrag von Gerhard Jaritz.

[4] Iconographie de l'art chrétien, tome II, Paris 1957, S. 472–473: Das Thema der Schmiedin findet sich erstmals im 13. Jh. auf dem Tympanon am Mittelportal des Strassburger Münsters. Hier ist sie allerdings nicht als Schmiedin dargestellt; sie steht bloss nahe beim Kreuz und hält die Nägel in der Hand. Auch eine byzantinische Wandmalerei um 1400 im Kloster von Zemen (Bulgarien) greift das Motiv auf, siehe Lexikon der christlichen Ikonographie, Bd. 4, Rom etc. 1972, S. 96–97 mit weiteren Angaben; in Xavier Barral i Altet (Hg.): Dictionnaire critique d'iconographie occidentale, Rennes 2003, fehlt im Abschnitt «Forge» jeglicher Hinweis auf die Schmiedin, S. 387–388.

[5] Zu den Darstellungsmöglichkeiten von Negativpersonen Gerhard Jaritz: Das Bild des «Negativen» als Übertretung von Ordnungen im Spätmittelalter, in: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums (1993), S. 205–213; zur Darstellung von Aussenseitern aus kunsthistorischer Perspektive Ruth Mellinkoff: Outcasts: Signs of Otherness in Northern European Art of the Late Middle Ages, 2 Bde., Berkeley/Los Angeles/Oxford 1993.

[6] Alison Burford: Künstler und Handwerker in Griechenland und Rom, Mainz 1985, S. 81–128; Lutz Neesen: Demiurgoi und Artifices, Frankfurt a. M. 1989; Hanna Philipp: Handwerker und bildende Künste in der griechischen Gesellschaft, in: Polyklet. Der Bildhauer in der griechischen Klassik, Ausstellungs-Katalog Frankfurt a. M. 1990, S. 79–117.

[7] Hinweise auf Arbeitsteilung in M. Mousnier (Hg.): L'artisan au village dans l'Europe médiévale et moderne. Actes des XIXes Journées Internationales d'Histoire de l'Abbaye de Flaran, 5–7 Septembre 1997, Toulouse 2000; Jürg Ewald, Jürg Tauber: Tatort Vergangenheit. Ergebnisse aus der Archäologie heute, Basel 1998, über die Eisenwerke im Röserntal, S. 241–266.

[8] Der Hufschmied zählt ausserdem Pferdekrankheiten auf, die er heilen könne, Jost Amman: Das Ständebuch. 133 Holzschnitte mit Versen von Hans Sachs, hg. von Manfred Lemmer, Leipzig 1934 (Nachdruck 1972), S. 72.

[9] Zur Analyse des handwerksspezifischen Ehrdiskurses, der seit dem späten Mittelalter und vor allem im 16. Jh. von Gesellen gegen Frauenarbeit im Handwerk eingesetzt wurde, Katharina Simon-Muscheid: Frauenarbeit und Männerehre. Der Geschlechterdiskurs im Handwerk, in: dies. (Hg.): «Was nützt die Schusterin dem Schmied?» Frauen und Handwerk vor der Industrialisierung, Frankfurt a. M. 1998, S. 13–53.

[10] Dazu grundsätzlich Karin Hausen: Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Männern und Frauen, Göttingen 1993; zum Wandel von Frauenbild und Arbeitsrolle Heide Wunder: «Er ist die Sonn', sie ist der Mond». Frauen in der Frühen Neuzeit, München 1992, besonders S. 120–138. Seit dem Mittelalter galt «Frauenarbeit» grundsätzlich als «weniger qualifiziert» und rangierte in der Hierarchie unterhalb der Arbeit, die von Männern verrichtet wurde.

[11] Mechthild Wiswe: Gürtler und Gelbgiesser, in: Reinhold Reith (Hg.): Lexikon des alten Handwerks. Vom späten Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, München 2. Auflage 1991, S. 110–113.

[12] Hanns-Ulrich Haedeke: Klingen- und Messerschmiede, in: Reith (wie Anm. 11), S. 128–131 blendet die Frage nach der Frauenarbeit aus; mit Hinweisen auf Frauenarbeit Michael Diefenbacher: Massenproduktion und Spezialisierung. Das Handwerk in der Reichsstadt Nürnberg, in: Hans Kaufhold und Winfried Reininghaus (Hg.): Stadt und Handwerk in Mittelalter und früher Neuzeit, Köln/Weimar/Wien 2000, S. 211–228; nützlich die Zusammenstellung einschlägiger Quellentexte von Peter Ketsch: Frauen im Mittelalter, Bd. 1, Düsseldorf 1983.

[13] Zur Nadelherstellung Herbert Aagard: Nadler, in: Reith (wie Anm. 11), S. 172–176.

[14] Adrian Beier: De jure prohibendi quod competit opificibus et in opifices. Von der Zünffte Zwang, Jena 1688, zitiert nach Rudolf Wissell: Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit II, Bd. 7, 2. erweiterte und bearbeitete Ausgabe, hg. von Ernst Schräpler, Berlin 1974, S. 445.